Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 18 | **Halle a. S., Sonntag, den 3. Mai** | **1914**

Mag das wilde Schicksal walten,
Die erhab'ne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermut.

Christoph. Aug. Tiedge.

Der Lenz ist da.

Von Max Schievelkamp.

Violine und Cello sangen; wie Frühlingsahnen geht's durch den von Menschen erfüllten Raum, wie ein jubelnder Sang klingt es:

Laßt läuten die Glocken
Fern und nah —
Sie sollen frohlocken:
Der Lenz ist da!

Das lebhafte Gespräch verstummt, das Lachen verklingt. Die Hildachsche Weihe greift an die Herzen und läßt sie höher schlagen, und der Lärm und die Unrast des Lebens und Treibens in dem Großstadtcafé lassen sich bannen, lassen sich beschwören durch den reinen Zauber der Musik; freilich nur für Augenblicke, um dann wieder mit vermehrter Wucht loszubrechen.

Der alte Rechnungsrat aus dem Kultusministerium, der heute seinen ständigen Genossen zum Dominospiel vermißt, läßt die Zigarre melancholisch im linken Mundwinkel hängen; er lauscht der Melodie wie Klängen aus ferner, ferner Zeit, zu der er keine Brücken mehr zu schlagen vermag. Die Töne rauschen an seinem Ohr vorüber, aber er vermag sie nicht mehr zu fassen, vermag ihren Sinn nicht mehr zu empfinden, fühlt nicht mehr das Jubeln in ihnen, das sich der befreiten Brust entringt, wenn das Eis zerschmilzt und blendender Sonnenschein in die umdüsterten Herzen hineinlacht.

Der weißhaarige Oberstleutnant mit dem Bande des Eisernen Kreuzes im Knopfloch seines korrekt zugeknöpften Gehrockes preßt die welken Lippen zusammen; er ist noch hellhörig, er denkt an eine, die er auf der Höhe seines Lebens lieb hatte, und die ihm unerreichbar blieb, weil sie das Weib eines anderen war. Sie hatte sich mit diesem Liebe in sein Herz hineingelogen und war Herrscherin darin geblieben, wenn sie auch jetzt der kühle Rasen deckt. Eine längst entschwundene Zeit steigt vor ihm auf, die ihm mit dem höchsten Glück zugleich den bittersten Schmerz gab.

Eine junge blasse Frau, die stumm an der Seite eines im Brustton der Ueberzeugung laut und lärmend redenden Mannes sitzt, starrt mit brennenden Augen über die Menge hinweg durch die mächtigen Spiegelscheiben auf die im hellen Glanz der elektrischen Lampen daliegende Straße. Ihre Linke fährt unaufhaltsam nach dem Herzen und ein Seufzer geht wie ein Hauch über die blutleeren Lippen. An ihr war der Lenz vorübergegangen, als sie, dem Wunsch des sterbenden Vaters folgend, ihrem Vetter als Weib gefolgt war, während ihr Herz längst für einen anderen schlug.

An einem Nebentisch sitzt ein Mann, der die Rechte schützend vor die Stirn legt, damit niemand sieht, daß in seinen müde blickenden Augen eine Träne glänzt. „Der Lenz ist da!" So war an ihn der Ruf ergangen einst, als er erwachte aus langjährigem Schlaf im Hörselberg, als er versuchte, die Ketten zu lösen, in die ihn in jungen Jahren ein Weib gelegt, das sich seine Unerfahrenheit zunutze gemacht. Wie eine Erleuchtung war es über ihn gekommen nach langer, langer Mitternacht — „Der Lenz ist da". Die Jahre waren von ihm abgefallen, die im Wohlleben erschlafften Muskeln waren wieder erstarkt und die abgestumpften Nerven hatten sich wieder gestählt. Er war ein Dichter, aber sein Mund war verstummt gewesen Jahre hindurch. Um sein Herz, um das unverstandene, hatte sich dreifaches Erz gelegt, das Wochen erstickend, jede Empfindung tötend, jedes Sehnen erwürgend. Er hatte geschrieben, aber nur der Verstand hatte ihm die Feder geführt, das Herz hatte geschwiegen, und tot und kalt war, was er gab. Und wirkungs- und kraftlos verhallte sein Wort, weil ihm die Seele fehlte.

Da fiel die Binde von seinen Augen! Aus den weitgeöffneten Fenstern des Musikſalons im Kurhause des Badeorts, den er besucht hatte, klang es jubelnd heraus „Der Lenz ist da!", und ihm ging es wie ein Schlag durch Herz und Sinne. Sachte, leise trat er heran und sah zwei graue Augen in die seinen brennen, sah goldige Haarwellen, die schmeichelnd ein weiches, süßes Gesichtchen umgaben, und lauschte in seligem Staunen auf die holde Stimme, die ihm ins Herz drang, die ihn erschütterte, die ihn bis ins Innerste ergriff. Da war es ihm, als ob der eherne Panzer der Gefühlslosigkeit Stück um Stück von ihm abfiel, als ob der kalte Stein, den er in der Brust trug, von warmem Leben erfüllte — er fühlte wieder. Er liebte — liebte mit fieberndem Glut, mit beängstigender Kärtlichkeit, mit hehender Innigkeit. Alles, was gut und edel in ihm war und was die Jahre hindurch tot gewesen, erwachte zu neuem Leben — er fühlte wieder, und sein Herz begann wieder hoch auf zu schlagen und pochte und sehnte und bangte sich wie in längſt vergangenen Jugendjahren.

Und aus dem weichen, süßen Gesichtchen strahlten ihm unter den goldigen Haarwellen zwei Augen verheißend an: Der Lenz ist da! Ihm war es wie die Offenbarung eines neuen Lebens; da lockte und rief das Glück. Ihm preßte es das Herz zusammen, daß er nicht den Mut fand, ihr zu gestehen, wie übervoll sein Herz von Liebe zu ihr war. Sie aber sah die Qual, die er stumm trug, sie verstand das stehende Bitten seiner Augen, sie fühlte, wie ihre Nähe ihn erbeben machte, und ein großes, inniges Mitleid mit dem Manne wurde in ihr wach. Und als das Strahlen in ihren Märchenaugen immer leuchtender wurde und ihre weiche Hand einmal die seine verstehend drückte, da brach er vor ihr in die Knie und gestand ihr seine Liebe in wirren, heißen Worten. Und sie neigte das blonde Haupt und küßte ihn auf die Stirn, das Tränen des Glücks seinen Blick verschleierten.

Dann beichtete er ihr das Schicksal seines Lebens, stockend, angstvoll, das Glück, das eben erst zu ihm gekommen, verlieren zu müssen. Sie aber legte ihre Märchenarme um seinen Nacken und zog ihn an sich und küßte ihn auf den Mund. Da wußte er, welchen Weg er gehen mußte, und so waren sie geschieden. Sie blieb noch zurück, als er nach der Hauptstadt zurückkehrte, um die Bande zu lösen, die ihn an die Vergangenheit fesselten als Strafe für den Leichtsinn der längst entschwundenen, längst vergessenen Jugend. Er machte sich frei; was Mannestreue in langen Jahren nicht gewagt, das bewirkte das Strahlen zweier klarer Mädchenaugen in einem weichen süßen Gesichtchen unter goldigen Haarwellen.

Es kam der Tag an dem er frei war, und hochaufjubelnd stürzte er sich in das wild flutende Leben und ließ sich in der übermächtigen Freude von den Wogen des Vergnügens dahintragen. Die Gewißheit, nun sich vor aller Welt zu dem geliebten Mädchen bekennen zu dürfen, erfüllte ihn mit stolzem Hochgefühl, und im Jubel seines Herzens, das Hirn umnebelt von den kecken, leicht geschürzten Geistern des Champagners vergaß er die Geliebte, und wurde der Reinen unwürdig.

Er sah sie nie wieder. Er hätte ihr nie mehr in die klaren Augen sehen können und darum blieb er fern und war für sie verschollen. Aber er hatte sie nie vergessen; sein Herz litt um sie und empfand und fühlte haushendliche Schmerzen. Sein künstlerisches Schaffen aber war gesegnet, denn seine Liebe zu der Einzigen lehrte ihn jetzt wohl das Tun der Menschen verstehen und gab ihm die Worte ein, die Eingang fanden in die Herzen der anderen. Aber was nützte ihm jetzt die Anerkennung und der klingende Lohn für seine Arbeit! Wenn er ihr alles hätte zu Füßen legen können, wenn sie sein Weib geworden wäre —! Mit glühendem Eifer würde er geschafft haben, um Schätze für sie zu erwerben, um ihr ein Los auf Erden zu bereiten, wie sie es verdiente. So freute ihn die Arbeit nicht, er schrieb sich nur den Gram vom Herzen herunter, und gleich war es ihm, ob seine Werke ihm Anerkennung eintrugen oder nicht.

In seinem Herzen aber brannte das Lied, das sie gesungen, und ließ ihn nicht los und weckte immer wieder bittere Reue und neue Sehnsucht. So war er eines Abends in das Café geraten, in dem drei junge Musiker ernsthafte Kunst darboten. Sie hatten auch den „Lenz" gespielt, und der ganze Schmerz in ihm war wieder aufgewühlt worden. Die Geige sang, wie ihre Stimme einst gesungen, und die Erinnerung packte ihn und griff ihm ans Herz. Seitdem kam er öfter, und die Musiker, die ihn schon kannten, spielten immer sein Lied. So auch heute —

Und darum legte er die Hand über die Augen, daß niemand die Tränen niederrieseln sieht, während seine Sehnsucht in die Vergangenheit geht und das Glück heraufbeschwören möchte, das er im trunkener Ausgelassenheit verscherzt.

Am Nebentisch werden Stühle gerückt; eine größere Gesellschaft nimmt Platz. Er blickt nicht auf, er lauscht den leise verhallenden Akkorden ... da klingt eine Stimme an sein Ohr, die Stimme, an die er eben in heißer Sehnsucht gedacht. Er fährt auf und starrt in zwei graue Augen, die ihm entgegenleuchten in seligem Erstaunen — sein Herzschlag stockt, er stöhnt auf, und im nächsten Augenblick stehen sie voreinander und halten sich an den Händen, unbekümmert um die erstaunten Blicke der Verwandten des Mädchens und der übrigen Gäste.

Eine Minute schlägt über ihr Glück, weiches Gesichtchen; sie hat erkannt, daß der Mann um sie gelitten, daß irgend etwas noch Aufzuklärendes ihn ferngehalten, daß aber seine ganze Liebe ihr gehört wie an dem Tage, da ihre Lippen sich im ersten, einzigen Kusse fanden.

„Du?!" Eine Welt von Fragen liegt in dem einen Wort. Und er preßt seine heißen Lippen auf ihre bebenden Finger und flüstert: „Bleibe bei mir, nur ein paar Minuten — laß mich dir alles sagen! Es ist eine Fügung Gottes, daß wir uns hier treffen mußten!" Und sie setzte sich neben ihn und wieder beichtete er ihr, nur dieses Mal nicht ein Verhängnis, sondern einen Fehltritt.

Der junge Violinspieler, den der stille Musikfreund stets interessiert hat, blickt mit seinen braunen schwermütigen Augen zu dem Paar herüber und ahnt dunkel den Zusammenhang. Er beobachtet scharf, und als er sieht, wie der Mann schwer aufseufzend endet und dann die Rechte des Mädchens, die ihm willig dargeboten wird, inbrünstig an die Lippen zieht und zwei Augenpaare selig aufleuchtend ineinanderbrennen, da gibt er seinen beiden Kollegen ein Zeichen, und Violine und Cello singen zum Glockenklang des Flügels:

Laßt läuten die Glocken
Fern und nah —
Sie sollen frohlocken:
Der Lenz ist da!

Gedenktage der Woche.

3. Mai 1660 Bestätigung der Souveränität Preußens im Frieden zu Oliva.
1849 Max Schneckenburger, der Dichter der „Wacht am Rhein", †
4. Mai 1776 Philosoph Herbart in Oldenburg *
1807 J. G. Fischer, schwäb. Dichter, †
1897 Großes Brandunglück im Pariser Basar.
5. Mai 1469 Staatsmann und Historiker Machiavelli *
1494 Kolumbus landet in Jamaika.
1789 Beginn der franz. Revolution.
1821 Napoleon I. auf St. Helena †
5. Mai 1757 Sieg Friedrichs des Großen bei Prag.
1859 A. v. Humboldt, Naturforscher, †
1882 Kronprinz Wilhelm von Preußen *
1910 Eduard VII. von England †
7. Mai 1833 Komponist Johannes Brahms †
8. Mai 1828 Henry Dunat, der Begründer des „Roten Kreuzes". *
1904 Der Afrikaforscher Stanley †
9. Mai 1688 Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, †
1805 Friedrich Schiller in Weimar †

Die Frauen und die Bahnhofsmission.

Von Johanna Zunk (Friedenau).

Der tägliche Dienst einer Helferin der Deutschen Bahnhofsmission sieht in den wichtigsten Verkehrszentren der Hauptstadt, auf den deutschen Bahnhöfen. Da schreitet die schlicht gekleidete, nur durch die weiße Armbinde mit dem rosa Kreuz und der Aufschrift „Deutsche Bahnhofsmission" kenntliche Frau, mit kundigem Blick die Umstehenden musternd, auf dem Perron auf und nieder. Es ist Abend; die glühenden Lichter der Lokomotive rauchen auf; langsam fährt der Zug in die Halle. Um die Viertelstundenwende herum betört der Rollende Ruf der Großstadt wieder Hunderte von Mädchen und Frauen. Tag und Nacht muß da die freiwillige oder berufliche Helferin auf dem Posten sein; sechzig, achtzig und noch mehr von ihnen halten auf unseren verschiedenen Bahnhöfen Wacht. Umsonst, wo sie ihr wohltätiges Wert beginnen können ...

Ein junges Mädchen entsteigt der vierten Klasse des Zuges. Als sie morgens die Heimat verließ, war sie lustig und frohen Sinnes. Die lange, ungewohnte Fahrt im gefüllten Wagen hat sie ermüdet. Der Trubel rings um sie, das große Leid verwirren sie. Ratlos steht sie sich um. Da sieht auch schon ein feingekleideter Herr neben ihr; freundlich bietet er sich an, ihr den Weg zu zeigen. Er kennt in der Nähe ein billiges Quartier; ja, noch mehr, er weiß eine freundliche Dame, die gerade ein Mädchen wie sie gebrauchen kann. Eine leichte Stellung: gute Bezahlung! Und dankbar lächelt die Unerfahrene; schon will sich der gefällige des kleinen Koffers bemächtigen — da steht die Helferin der Deutschen Bahnhofsmission neben den beiden und ersucht den Herrn um seine Legitimation. Der verschwindet! Und mit ihm schwindet die Gefahr, in der die Arglose geschwebt, wenn sie dem Verführer gefolgt wäre!

Die Missionarin bittet der Verängstigten. Sie weiß das sichere Heim, in das sie das Mädchen führt. Die Dienststelle, die ihr dort ausgehändigt wird, bewahrt die Unerfahrene davor, moralisch Schaden zu nehmen. Aber auch den Vorsichtigen, die in die daheim bereits brieflich vereinbarte Stellung fahren, kann noch Schaden drohen. Und wie oft findet nicht eine Helferin ein armes Mädel, zusammengekauert in einer Bahnhofsecke. Sie hat den Kontrakt eines Agenten ungelesen unterschrieben, dann diese verlangte Stellung nicht ausfüllen können oder — wollen, und ist auf dem Rückweg in die Heimat. Ihre kleine Habe hat sie in Stich lassen müssen, vielleicht ist sie bei Nacht und Nebel fortgelaufen, und nun reicht das Geld, zur Mutter zu fahren, nicht mehr. Da tritt dann wieder die tätige Fürsorge der Mission ein, die Hilfe bringt, nicht ohne zu bitten, daheim die Erlebnisse zu schildern, die Erfahrungen mitzuteilen, andere zu warnen und an das „rosa Kreuz auf weißer Binde" zu erinnern.

Die Bahnhofsmission holt nach vorheriger Anmeldung, wenn Zeit und Stunde und die Wagenklasse genau angegeben worden ist, das fremd einreisende Mädchen unentgeltlich vom Bahnhof ab. Sie verschafft Unterkommen für die Nacht, falls das Mädchen sich auf der Durchreise befindet. Es müssen nur auch genau der Name und das Ernennungszeichen in dem an die „Deutsche Bahnhofsmission, Berlin N. Tieffstraße 17, gerichteten Briefe angegeben sein. Die Mission ist erst vor kurzem in das neue Quartier nach Berlin übergesiedelt. Aber es darf auch die kurze Depesche nicht gescheut werden, wenn Verspätung des Eintreffens eintritt oder eine Verhinderung die Reise aufschiebt. Denn die Helferin kann nicht unnötig Zeit vergeuden. Trifft aber eine Antommende auf dem Bahnhof ein und sieht die Dame der Mission nicht gleich, so hat sie ruhig zu warten, bis sich die Menschen verlaufen haben; sie wird sicher gesucht! Der Bahnbeamte gibt auch genauen Bescheid. Jenes entsetzliche Gewerbe, das in gewinnsüchtiger Absicht seine Opfer der Sittenlosigkeit zuführt und sie wirklich „verkauft", das der Mädchenhändler, hat seine geheimen Wege. Und es nimmt nicht nur das einfache Kind des Volkes, es streckt seine Hand nach vielen Alleinreisenden, nach Bonnen, Erzieherinnen, Hausdamen aus. Jeder Frau, die nicht die Sprache des Landes spricht, nicht in ihm lebt und am Orte Bescheid weiß, leistet die Helferin der Bahnhofsmission Rat und gewährt ihr Stütze.

Das Werk ist nicht nur von nationaler, sondern auch internationaler Bedeutung; darum hat es die Deutsche Kaiserin in besonderen Schutz genommen, und die Regierungs-, die Eisenbahn- und Polizeibehörden fördern es. Es entstand vor Jahren aus der Not der Gegenwart. Der deutsche Zweig des Internationalen Vereins der Freundinnen junger Mädchen und der seit Beginn an der Arbeit beteiligte und bekannte stets opferbereite „Evangelische Verband zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands", reichten sich 1897 zu gemeinsamem Vorgehen in der „Deutschen Bahnhofsmission" die Hand. Die Arbeit ist auf „vorangehende, mitgehende, nachgehende Fürsorge" gerichtet. Das Bureau ist jedem dankbar, der mitteilt, wo die bekannten Plakate in der Eisenbahn stehen. Aber nicht nur freiwillige, auch berufsmäßige Kräfte stellt die Deutsche Bahnhofsmission an. Eine Bewerberin muß ein halbes Jahr in einer guten Frauenschule vorbereitet werden, und mindestens ein Vierteljahr zu der inneren Mission einer Großstadt tätig gewesen sein. Dann prüft und teilt die Zentrale der Deutschen Bahnhofsmission, Berlin, in der Fräul. Reincke dieses Feld beardeitet, die Bewerberin je nach Bedarf ein. Nach der Art der Arbeit stellt sich die Besoldung. — In den Tagen des Zuzugs, in denen am meisten zu tun ist, da fände wohl auch manche unbeschäftigte Dame, deren Pflichtenkreis der Landwelle so viel Gastrecht gewährt, Muße, stundenweise das gute Wort zu unterstützen und sich freiwillig, ehrenamtlich am segensreichen Wirken zu beteiligen. Welch einen tiefen Einblick in das soziale Leben ihrer einfacheren Geschlechtsgenossin würde sie tun können; wie dankbar wäre sie manher ihrem Geschicke, ihren eigenen Lebensweg in sorgenfreiere Bahnen lenkte.

Die gefährliche Hutmode.

Traurige Zukunftsaussichten eröffnet der bekannte amerikanische Hygieniker Dr. Schultz allen jenen eleganten Damen, die sich nicht beizeiten von der Mode der kleinen, eng anliegenden Hüte frei machen. Er prophezeit ihnen nichts Geringeres, als die Kahlköpfigkeit, er prophezeit die Glatze der eleganten Frau. Die düsteren Warnungen des besorgten Arztes gründen sich auf langwierige Beobachtungen über den Einfluß der modernen, eng anliegenden Hüte auf das Haar. In zur Bestätigung seiner Anschauungen beruft er sich auf die alltäglichen Erscheinungen der modernen Modedame. „Was war das Schicksal der ägyptischen Schönen, die ihr Haar durch Bänder und Diademe einzwängten? Sie wurden kahlköpfig. Und das ist die Wirkung jeder Einschnürung der Stirn und des Nackens, sie hemmt den Blutumlauf und führt damit unfehlbar zum Abfterben des Haares."

Vorbedingungen des Eheglücks.

Die Eigenschaften, die eine Frau haben muß, um in der Ehe glücklich zu werden, lassen sich mit kurzen Worten gar nicht auseinandersetzen. Vieles hängt von den Ansprüchen ab, die sie von Hause mitbekommen, gar vieles von den Idealen, die sie selbst hat. Auch der Mann trägt mit seinen Eigenschaften dazu bei, die Frau in der Ehe glücklich werden zu lassen. Der Dichter Rousseau hat über das Problem, welche Eigenschaften eine Frau haben muß, um in der Ehe glücklich zu werden, folgendes Urteil abgeben. Er nahm ein Blatt Papier und schrieb eine Tabelle darauf: „Herzensgüte 1, Schönheit 0, Wirtschaftlichkeit 0, Geistesbildung 0, Vermögen 0." Als man ihn erstaunt fragte, ob denn das wirklich die Hilfe bringt, die anderen Eigenschaften dringen sie auf 1000. Geld und Geldeswert kann ihren Wert ebenso wie die Wirtschaftlichkeit noch auf weitere Zahlen erhöhen. Aber Herzensgüte ist eine Eigenschaft, die nie einen Wert einbüßt gelten." Im Anschluß an dieses Urteil sagt der englische Philosoph Ph. Morris, daß die Frauen von heute die Herzensgüte häufig vermissen lassen. An besten kann man die Güte und Herzensbildung einer Frau daran erkennen, wie sie sich den Eltern des Mannes, seinen Schwestern gegenüber stellt. Niemals fürchtet der wahre und große Mann seine Schwiegerschaft, mit den Schwägerinnen steht er meistens auf dem besten Fuße, und nur ein Mann, der sich seiner Würde gar nicht bewußt ist, hat Streitigkeiten mit ihnen. Die Schwiegereltern weiß er zu behandeln, schämt sich ihrer nicht, wenn sie auch gesellschaftlich nicht ganz auf der gleichen Stufe stehen, wie er sich befindet bei der Frau. Immer sieht sie in den Eltern des Mannes eine Art von Feinden, die ihr den Sohn nehmen möchten. Gegen die Schwestern hat sie nicht selten eine Art neidischen Vorurteils, auch wenn sie ihr in vielen Dingen nachstehen. Die wahre Herzensgüte der Frauen, die aus dem vollen gibt, die ohne an sich zu denken, sich verleugnen kann, die nicht fragt, wo sie selbst bleibt, die da scheut, die findet man nach Morris weitaus weniger, als in vergangenen Zeiten. Das sei, so meint er, am meisten zu bedauern, und wenn die Frau, die sich auf „sich selbst besonnen", ihr Herz vergessen hat, so hat sie ihre besten Eigenschaften verloren. Ein Zeichen der Größe des Weibes ist diese Güte. Nicht eine Gutmütigkeit, die sich vom Augenblick fortreißen läßt, zu geben, ohne zu fragen, die immer später wiederholen kann, daß sie geben konnte.

Luftige Ecke.

Die Hausfrau kam nach unten und wollte ins Wohnzimmer, fand aber die Tür verschlossen. Der Schlüssel, der sonst im Schloß zu stecken pflegte, fehlte. „Anna, ich kann nicht ins Wohnzimmer hineinl" rief sie. „Das weiß ich selbst, und Sie werden's auch nicht, denn ich habe den Schlüssel in der Tasche!" „Oeffnen Sie sofort die Tür!" „Wollen Sie hineingehen, wenn ich's tue?" „Gewiß will ich das." „Dann bekommen Sie den Schlüssel nicht!" „Machen Sie sofort die Tür auf! Was soll das heißen?" „Das haben Sie ja selbst angeordnet! Sie sagten gestern: „Lassen Sie mich am Morgen nicht 'runterkommen und Staub auf den Möbeln im Wohnzimmer finden!" Da habe ich denn einfach den Schlüssel in die Tasche gesteckt und mir gesagt: „dann soll sie's auch nicht!"

Der Ahnungslose. Mr. Brown begegnet auf der Straße Mr. Jones. „Was neues, Brown?" „Nichts Besonderes. Habe eben die Sonntagszeitung gelesen. Steht was drin, was Ihnen vielleicht neu ist." „Nun?" „Da steht, daß die Frauen im alten Aegypten immer taten, was ihnen beliebte, daß sie so lebten, wie es ihnen gefiel, sich anzogen, wie es ihnen paßte — ohne die geringste Rücksicht auf die Meinung der Männer. Gott sei Dank, daß wir nicht im alten Aegypten leben." „Hören Sie, Brown, sind Sie verheiratet?" „Was hat das damit zu tun? Ich bin unverheiratet." „Das konnte ich mir denken."

Kavaliere. Freundin (verächtlich): „Zwei Stunden sind sie hinter uns hergestiegen, jetzt bleiben sie zurück, die schäbigen Kavaliere!" — „Warum schäbig?" — „Daß du's nicht gemerkt, wir sind auf einen verbotenen Weg geraten . . das kostet drei Mark Strafe!"

Ein Schwiegersohn. „Wenn Sie meine Tochter aus Liebe heiraten wollen, warum beanspruchen Sie denn dann auch eine Mitgift? — „Es steht sonst so protzenhaft aus, Herr Kommerzienrat."

Bei der Schadenregulierung. Beamter: „Und wie hoch schätzen Sie die verbrannten Kleider?" Hausfrau: „Auf vierhundert Mark. Und für drei Mark Mottenpulver war auch drin."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 17.

Ferie, er, Segel, Egel, Geld, Elba, Aha! Hafer.

Wir haben so viele richtige Auflösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Prämie I:
„Der Kunstreiter" v. Friedr. Gerstäcker, eleg. geb.
entfiel auf **Alfons Rohrmann**, Torgau.

Prämie II:
Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke
entfiel auf **Emma Süße**, Halle.

Rätsel.

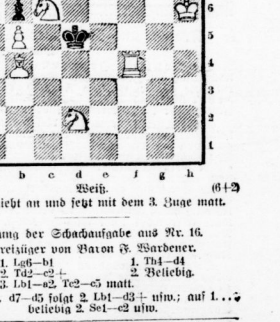
Ein mächtig Tier, der Vorwelt Ueberrest,
Ein Maß, das jedem Bauern ist geläufig.
Dasselben Tier, das auf der Sextaner läßt
Beim deklinieren sicher hören häufig.
Dort der Sextaner? Ja, das Ganze hier
Das nennt den frischen Jungen selber Dir.

Prämie: Uhlands Gedichte u. Dramen.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von Kohtz und Kockelkorn.



Weiß. (6+2)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 16.
Dreizüger von Baron F. Wardener.

1. Lg6—b1 1. Th4—d4
2. Td2—e2 + 2. Beliebig.
3. Lb1—a2, Te2—e5 matt.

Auf 1. . . ., d7—d5 folgt 2. Lb1—d3 + usw.; auf 1. . . . beliebig 2. Sb1—c2 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Hück, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140503023/fragment/page=0001

Der Lautenspieler.

Eine Frühlings- und Künstlergeschichte von

C. Frank-Bleckede.

Sieben Uhr und Abendaktschluß!

Aus dem dunklen Torbogen des Atelierhauses in der Barerstraß' flattern und rascheln lauter hellfrohe Mädchenkleider.

Ein köstlicher Frühlingsabend ist's, und der Wiederkehrer und die Therese, die droben Modell gestanden, haben sich lachend ein, und die Therese klappert nur so mit den hohen Stöckelschuhen die Straß' entlang.

Oesterreich-Ungarn folgt hinter ihnen drein und hakt sich gleichfalls ein. Es ist die blonde Komteß aus Wien und die ebenso blonde Szeklényi aus Pest.

Beide sind blutjung und malen nur, „weil beileufig so nette Verwandte in München domizilieren."

„Tag, Werden", sprechen sie im Vorübergehen Anne-Marie, ihre Ateliergefährtin, an. „Wollen's mit nach Starnberg, Mondscheinrudern? Die Trautenbergbuben sind auch heraußen. Fragen alle Tag nach dem Sterzl, der ja Assistent bei ihrem Vater, dem berühmten Professor, ist. Macht der nun endlich Ernst mit der Expedition nach Afrika — oder mit der Verlobung hierzulands!?

Eine Nichte vom Onkel Professor reflektiert übrigens auch auf ihn — jesses, drüben steht er schon wieder als Ihre getreue Schildwach' — —"

Uebermütig lachend stoben die beiden davon, Anne-Marie nicht einmal Zeit zur Antwort lassend.

Auch grüßte im selben Augenblick schon Dr. Sterzl und machte Miene, herüberzukommen. Doch Anne-Marie schien ihn nicht zu sehen und sprang kurz entschlossen in die nächstbeste Tram, die eben vorüberkam.

Drinnen atmete sie auf. Mochte er denken, was er wollte, nur nicht, daß auch sie auf ihn „reflektierte"! Zornig biß sie sich die Lippen, also bis zu seinem Professor war der Klatsch um sie beide vorgedrungen. —

Kein Wunder, wenn er sie in jedes Konzert, auf jedem Ausflug begleitete, wenn er sie Abend für Abend hier von der Schule abholte. — Sie hatte es bislang hingenommen in ehrlicher Freude, doch ohne viel an ein „Später" und „Wie lange noch" zu denken.

Und nun kamen die anderen und griffen mit plumper Hand nach diesen stillen, feinen Dingen — schlimmer noch, nun mußte sie hören, daß er sich gleichzeitig mit einer anderen versucht hatte. Ihr aber war's der erste gewesen, dem allein sie vergönnte, so herzlich Anteil zu nehmen — —.

„Nächste Haltestell' Amalienstraß', steigt wer aus?" rief der Schaffner in den Wagen. Erschrocken blickte jetzt Anne-Marie um sich. Nun war sie gerade in Linie 2 gestiegen, die sie sonst immer gemeinsam zum Englischen Garten gebracht.

Wie sie da so traulich beieinander gesessen, sich gegenseitig berichtigend von Arbeit und Verdruß des Tages, und doch schon voll geheimer Freude auf das Nachher, auf das Beieinandersein in frühlingslichter, lieberaunender Parkeinsamkeit.

Ein Gefühl des Verlassenseins strich plötzlich über das Mädchen, — ach, der Abend war ja viel zu schön, als daß sie hätt' lange zürnen und rechten mögen. Hand in Hand möcht' sie heut' gehen, wie die kleinen Ladnerinnen draußen auf der Theresienstraß'. Kaum eine, die ohne den Liebsten, kaum eine, die ohne Blumen war.

Und Primeln und Anemonen grüßten aus den Nörben der Italienerin vor St. Ludwig und lagen in dicken Büschen selbst zwischen Karviol und Bananen im Obstkarren der Straßenhändlerin. „Galeriestraß'", rief der Kondukteur abermals, „nächste Haltestell' Hofgartentor, steigt wer aus?"

Doch ein krasser Fuchs in Couleur schiebt den Mann beiseite und steckt den maibockummelten Kopf zur Tür hinein — „gilt nicht — nächste Haltestell' — „Harmlos", steigt wer aus?!!"

Alles lacht, auch der blaumütige Schaffner. Denn „den Harmlos" nennen die Münchener Studenten den sandsteinernen Jüngling eingangs des Englischen Gartens.

Ganz allein auf einer Zeile am Denkmalssockel prangt dies Wort und wirkt also wie der Name des Bildnisses. Ist aber nur der Anfang einer klassischruhigen Inschrift, die hier in wohligem Versmaß beschauliches Spazierengehen anpreist.

Der fröhliche Sinn der Jugend aber hat den „Harmlos" zum Treffpunkt aller Liebenden gemacht — doch an die Vorschrift hat sich niemand viel gekehrt.

Der Student und sein Mädele im roten Mohnblumenhut nicken sich verständnisinnig zu, als Anne-Marie gerad' hier strengen Antlitzes aussteigt.

Ohne aufzusehen verläßt sie die Tram, ohne aufzusehen überschreitet sie den Damm. — „Halloh, und guten Abend". Sterzl tritt lachend aus dem Buschwerk auf sie zu. Und wenn sie auch erschrak, ach die Freude tiefzuinnerst war größer noch.

„Sehen Sie mich nicht so argwöhnisch an! Harmlos sei, wer hier wandelt", deutete er zur Inschrift hin. „Das andere an steinerner Theorie verdecken gottlob grüne Maienzweiglein. Ja, hier bin ich also! So leicht laß' ich mich denn doch nicht übersehen. Ihr Ziel wußt' ich ja — da Sie in Linie 2 stiegen. Ich hoffe aber nun auf Entschädigung — meiner Autounkosten."

Seine Fröhlichkeit und das leuchtende Spiel seiner Augen wollten sie zwingen — doch sie wehrte sich.

„Ich hatte Sie gar nicht gesehen, ich sprach noch mit einer Nichte Ihres Professors."

„Mit welcher?!" unterbrach er sie kurz. „Eine will er mir schon seit Jahren anhängen — ich mag aber nicht, trotz des goldenen Rahmens."

Hatte sie ihm Unrecht getan? Betroffen sah sie von ihm fort zu den grauen Gutlein hin, sechs an

Der Blumen Erwachen.

Ihr Blümlein alle,	Und Lenz wird kommen,
Die sie mir gab,	Und Winter wird gehn,
Euch soll man legen	Und Blümlein werden
Mit mir ins Grab.	Im Grase stehn.
Wie seht ihr alle	Und Blümlein liegen
Mich an so weh,	In meinem Grab,
Als ob ihr wüßtet,	Die Blümlein alle,
Wie mir geschieht?	Die sie mir gab.
Ihr Blümlein alle,	Und wenn sie wandelt
Wie welk, wie blaß,	Am Hügel vorbei
Ihr Blümlein alle,	Und denkt im Herzen:
Wovon so naß?	Der meint' es treu!
Ach, Tränen machen	Dann, Blümlein alle,
Nicht munter gleich,	Heraus, heraus!
Machen tote Liebe	Der Mai ist gekommen,
Nicht wieder blühn.	Der Winter ist aus.

Wilhelm Müller.

der Zahl, die hier im kleinen Kanal gierig und verlangend den einen buntschönen Erpel umschwammen.

„Nein, eine andere war's. Auch sie sprach von Ihrer Ausreise nach Afrika, die Sie aber noch von Ihrer Verlobung abhängig machten."

„Elender Weiberklatsch!" und sein Stock hieb in die Büsche.

„O nein, die Trautenbergbuben —"

„Mach' nichts, die können's ebenso. Und Sie glauben eins wie's andere, und deshalb zürnten Sie mir, deshalb ließen Sie mich stehen?!"

Jubelndes Frohlocken lag in seiner Stimme.

„O nein, ich hatte Sie gar nicht gesehen und war in die erstbeste Tram gestiegen —"

„Gestiegen, nicht gerade — gesprungen, ich sah es wohl. — Doch wenn im übrigen mein Kommen und Nichtkommen Sie so wenig berührt, steht meinen Zusage an den Professor ja nichts mehr im Wege."

„Es wäre gewiß von großem Nutzen für Sie — oft genug haben Sie es mir erzählt, entweder ich verbanere als Landdoktor oder ich erkletterte auf Expeditionsumwegen den Dozentenstuhl."

Er sah von ihr fort in den Park hinein mit seinen zärtlichen Geheimnissen. Wie sangen die Drosseln so lockend und weich. Wie duftete es nach Frühling. Und zwischen den schimmernden Blütensträuchern, auf dämmerigen Wegen, wie wandeln die jungen Menschen da zu zweien — nur zu zweien.

Einzig auf dem breiten Weg von Aumeister her gingen sie kreuzweis, gingen Familien mit rollenden Kinderwagen. Um die weißen Säulen des Monopterus aber hatte sich eine singende Schar russischer Studenten gelagert.

Schwermütig wie Wehmutsschatten streichen ihre Lieder über die Maienpracht dahin.

Es zuckte in Sterzl, daß er nicht nach dem Mädchen griff und sie an sich zog — „geh sei lieb! Ach, hab' mich lieb, Anne-Mie, ich kann dies kühle Nebenher an deiner Seite nicht ertragen."—

Aber er bezwang sich. Nicht sich hinreißen lassen von der kupplerischen Sentimentalität dieser Abendstunde. Eine gemeinsame Zukunft gab es nicht. Ein scharfer Zug kam in sein lebensfrohes Gesicht. Not und Mangel ist er niemals losgeworden, durch Kindheit und Jugend haben sie ihn begleitet, und nun, wo er grad' anfing, sich ein wenig freier zu fühlen, sollte er von neuem hinein in traurige Enge?

Eine Ehe ohne Mittel — nein, nur das nicht. Lieber ein Ende gemacht mit ihm und der Anne-Marie. Bald — heute schon, sonst wird's zu schwer.

Und er griff nach den Schlüsseln in der Tasche, daß sie klirrten: „Sie haben recht — ich werde an der Expedition teilnehmen. Es ist der einzige Weg, mich voran zu bringen. — Doch die Zeit mit Ihnen werd' ich nie vergessen, und wenn ich wiederkomme —"

„Ist der Frühling aus und ich bin nicht mehr hier", eisig kühl wehte es ihn an, wie der Luftzug vom Klein-Hesseloher See, in dessen ernstem Dunkel nur vereinzelte Sternlein sich spiegelten. Eine Bank stand an seinem Ufer im dämmerigen Winkel, oft hatten sie hier traulich gesessen — und sie lockte und winkte auch heute.

Nein, nein, festbleiben und nicht wieder weich werden, nachdem das erste bittere Trennungswort gesprochen. Schweigsam gingen sie weiter und konnen unvermerkt nach Alt-Schwabing hinein, zu den stillvergessenen Winkeln und Gäßchen bei der alten Dorfkirche.

Laut hallten ihre Schritte auf dem holperigen Steinpflaster.

„Das Gescheiteste wär'", dacht' ein jeder, „wir högen hinein in die Leopoldstraße und stiegen in die Tram. Dann käme man ins grelle Licht und aus aller Sentimentalität heraus."

Aber keines lenkte hinüber. Wie in stillem Uebereinkommen blieben sie hier auf der blütenschimmernden Dorfstraße.

War's derselbe heimliche Gedanke, dasselbe heimliche Ziel, das plötzlich ihren Schritten gleichen Takt verlieh, das sie nah zueinander führte, ohne ihr Wissen und Wollen?

Ein traulich-süßes Miteinanderschreiten war's da auf einmal — und sammetweich streichelte des Frühlings Hauch Stolz und Vernunft aus ihrer Seele.

Wie er den Rhythmus ihres elastischen Schrittes fühlte, wie das starke Fluidum ihres Wesens ihn hemmungslos zu ihr trib. —

Eine Glutwelle stieg plötzlich in ihm auf. Ja, wie denn, zwei Tage noch, und er würde das ganze liebe Mädel da an seiner Seite missen — und er selbst hatte so gewollt — —

Verstohlen blickte er zu ihr hin, deren Schritt langsam, stockend wird, und da, da sieht er's, sie sind an ihrem heimlichen Ziel.

Verschlafen, in blühenden Flieder gebettet, grüßt sie eins der Vorstadthäuschen. Niedrig ist's und klein. Weltvergessen liegt es hinter seinem grünen Skaketenzaun, mit zierlich-altmodischer Holzaktione, mit der Regentonne unterm vorspringenden Dach und dem leis tropfenden Brunnen inmitten der Blumenrabatten. —

Zitterndes Schattenspiel der Fliederzweige tänzelt über die weiße Hauswand — alle Fenster sind dunkel, bis auf eins, das rötlich-warmes Licht einer Petroleumlampe erhellt.

Spaltweit ist es geöffnet und wie alle Abende dringt Harmoniumspiel heraus.

Süßtraurig mischt es sich dem Duft blühender Gärten ringsum — langsam und schwer tropft der Brunnen.

Wie oft haben sie beide hier gestanden. —

Ach, dies kleine, weltvergessene Haus, ihr Stehen und lauschendes Schweigen davor, es war ihnen das Offenbaren ihres eigenen süß-traurigen Geheimnisses, das nicht Wort und Tat werden sollte. —

Niemals war eins von ihnen allein oder im grellen Tageslicht hergekommen, nie hatten sie zu ergefahren gesucht, wer hier drinnen wohnte — es hätte ihnen den Zauber dieser Stunde zerstört.

Und auch heute stehen sie davor in lauschendem Schweigen. Keines sieht das andere an.

Plötzlich zieht Sterzl das Mädchen tiefer noch in den Schatten der alten Blütenbäume. Was noch nie geschah, drüben beugt sich jemand zum Fenster hinaus: „Wie der Flieder duftet — geh, laß uns herausen sitzen —"

Danach kräftig-junge Schritte auf der Altane, die sonst nie ein Fuß betreten — Stühle werden hinausgerückt, drinnen bricht das Harmoniumspiel ab — und die zwei treten heraus. Ein Alter, im langen Priesterrock, und hinter ihm ein junger Bursch', vielleicht Schüler noch.

Rasch hängt er sich die Laute um, ein Wald von bunten Bändern umflattert ihn dabei — ein paar Akkorde schlägt er an, aber dann klingt's schon frisch und frei, so wie die Jugend singt, ohne Wehmut und Erdenlast —

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand, — —

Das Licht der Laterne traf den Singenden. Deutlich sah man sein blutjunges Schmalgesicht unter der dicken Bürste blonden Haares. Alles war straff und elastisch an ihm, und die Augen blitzten unter den dunklen, scharfgezeichneten Brauen.

Ob der junge Bursch' da ein guter Lateinschüler, ob er je einen Staatskonkurs mit Note Eins bestehen würde, wie Fritz Sterzl — es sei dahingestellt.

Aber daß er Freude und Glück einst packen würde, frischkräftig und zielbewußt, das las man ihm ab vom Gesicht, an dem alles gespannt in bebender Lebensenergie. Das hörte man aus den elektrisierenden Rhythmus, mit dem die kräftig ausgewachsene Hand die Saiten schlug.

Ach, der dort drüben, das war die Jugend, die stolze, kühne Jugend, die sich selbst vertraut.

Und plötzlich riß Sterzl das Mädchen an sich in siegender Kraft, mit unterdrücktem Jubelschrei: „Es hilft uns ja doch nichts, alle Vernunft nicht und

aller Stolz nicht, Anne-Marie. Wir zwei müssen zueinand'. Ach, laß uns jetzt schon, laß uns in der Jugend beieinander sein. Und es muß gehen."

Eng umschlungen hielten sie sich, und der Blütenschnee rieselte unaufhörlich über sie.

Ein Kleinstadtidyll

mit Bildern aus einer behaglichen Stammtischrunde.

Von Geheimem Baurat **H. Bens** - Halle a. S.

Es ist schon einige Zeit her, da hatte mich wieder einmal mein Reiseweg an einen Ort geführt, in dem ich einstmals viele ernste und frohe Tage verlebte. Vom Stärkchen hatte sich der Ort mittlerweile zur kleinen, fast mittleren Stadt emporgehoben; ein frischer Zug, sich vorwärts zu arbeiten, lag im Wesen der geschäftlich regsamen Bevölkerung. Obgleich ich erst kurz vor Mitternacht auf dem Bahnhofe ankam, so verschmähte ich doch nicht, den Weg zum Hotel zu Fuß zu machen, schon aus dem Grunde, weil ich aus altem Anhänglichkeitsgefühl darauf brannte, wieder einmal dort wandeln zu können, wo die Oertlichkeiten mir freundliche Erinnerungsbilder vor die Seele zaubern würden. Etwas Sonderliches hatte zwar der Ort immer für mich gehabt; immer erlebte ich in ihm etwas Originelles oder etwas, worauf man gerade im Augenblicke nicht gefaßt war. Kaum hatte ich auch heute die noch erhellten Fenster einer Kneipe, aus welcher heraus der bekannte Refrain eines Umtrunkliedes; „Frisch auf! Frisch auf zum Jagen! Hopp, hopp, hopp!" ertönte, passiert, als aus dem jenseitigen Dunkel der Straßenseite zwei Männergestalten hervorbrachen und zur nächsten Laterne liefen, um hier lebhaft und leidenschaftlich mit einander zu gestikulieren. Nach kurzer Weile beruhigten sie sich und gingen bedachtsam weiter, aber es dauerte nicht lange, so fing das Gerenne wieder an, und bei der nun folgenden Laterne wurde wieder Halt gemacht. Das Gestikulieren begann von neuem und endete bald, wie das erste mal. Und dieses Spiel betam im weiteren noch mehrfache Auflagen. Die Gestikulierenden waren Taubstumme, lebhaft im Denken und lebhaft in der Unterhaltung; sie hatten nur das Pech, daß ihnen die besten Gedanken, wie Treppenwitze, immer dann einfielen, wenn sie gerade sich gegenseitig wegen mangelnder, örtlicher Laternenbeleuchtung ihre Zeichensprache nicht deutlich genug machen konnten.

Am Stammtische im Hotel war noch reges Leben. Viele Gäste waren noch da, einige neue hilbeten Ersatz. Froh wurde ich begrüßt und bald sah ich da, mich all der Behaglichkeit erfreuend, die mir von allen Seiten her entgegen winkte. Es ging noch wie früher urgemütlich und urfidel im Hause her. Der Wirt des Hauses war um mein Wohl, wie um das des Stammtisches, selbst in erster Linie besorgt. Man nannte den Wirt am Stammtische zuweilen Sherlock Holmes, scherzhafterweise gern: „Mein Wilhelm", und das kam daher: Er, der Wirt, hatte einstmals seine Hochzeitsreise nach der Schweiz ausgedehnt und eine Eisenbahnfahrt über den Brünning nach Interlaken gemacht. Auf dieser Fahrt bat er seine junge Frau, die es sich gerade bequem gemacht hatte, ruhig im Wagen sitzen zu bleiben, er selbst wolle nur eben einmal den vorderen Wagen aufsuchen, um den Ausblick auf einen bestimmten, schönen Punkt in der Natur besser genießen zu können. Das geschah denn auch. Mittlerweile wurde jedoch auf einer Zwischenstation der Zug, ohne daß das Betriebsreisepaar es merkte, in zwei Hälften aus Betriebssicherheitsgründen getrennt. Der Wirt kam ohne Frau auf der Paßhöhe des Brünning an, stand da und ganz verdutzt über die Art dieses Ereignisses, fand aber bald die Erklärung. Er war nämlich, da man der stärkeren Steigung wegen nur schwache Züge auf dieser befördern konnte, in der ersten Zughälfte gefahren. Die Frau, die sich bald einsam und verlassen vorkam, weil sie, in der zweiten Zughälfte sitzend, ihren Mann nicht mehr erreichen konnte, schluchzte und jammerte laut auf, „Wilhelm, Wilhelm, wo ist mein Wilhelm?", hieß es von ihrer Seite. Stimmen aus Nachbarabteilen suchten zwar die junge Frau aufzuklären, konnten aber leider dabei oft ein Lichern nicht unterdrücken. Indessen, als der zweite Zugteil mittlerweile gleichfalls auf der Station Brünning einlief, rief es von allen Seiten mit einem male zu den Fenstern hinaus: „Dort steht ja Wilhelm!" Und richtig, Wilhelm stand da und empfing lustig, da er gar nicht der Sünder war, seine wieder überglückliche Frau.

Die beiden Hausknechte im Hotel waren tüchtig auf dem Posten, aber in ihrer Weise Originale. Oftmals verstanden sie sich nicht und wollten sich auch nicht verstehen. Sie gehörten nämlich ein und demselben Kriegerverein an und bei festlichen Aufzügen wirkte der eine als Unteroffizier und Sektionsführer, und der andere stand als gemeiner Mann im Gliede dieses Unteroffiziers, also jenes sonst bürgerlichen Berufskollegen. Hatte es bei Anlaß eines solchen Aufzuges von jenem eine militärisch-dienstliche Nase abgesetzt, so trug dieser sie ihm nach, und beide sprachen dann mehrere Tage nur das unbedingt Notwendigste miteinander.

Man erzählte am Stammtische vom letzten Jahrmarktsfeste, das leider beinahe böse abgeschlossen hätte. Neben einem großen Karussell von noch älterer, einfacher Bauart lag nämlich in den Festtagen eine etwas moderne Rundsenke, die sich insofern bergartiger Gegenstände noch zur wässrigen Pfütze ausgebildet hatte, nicht an. Und gerade an dem Tage, an welchem, als an einem Elitetage, die Zöglinge der Töchterschulen in frisch „geschneurten" Kleidchen lustige Rundfahrten auf dem Karussell machten, neigte sich die große Ankersäule desselben plötzlich stark zur Seite und viele Pferdchen, Löwen, Wagen usw. sausten in den Ortkug der Pfütze hinein. Die kleinen, auf den Tiergestalten und in den Wagen sitzenden Mädchen schrieen zwar furchtbar auf, aber das sich überneigende und sich überstürzende Karussell tat ihnen leider nicht den Gefallen, in seiner Hinterlist aufzuhören. Zum Glück kam keine ernsthafte Verletzung vor, aber die „Weisheit" der hellen Kleidchen war weg, und die Rückfahrt zu Muttern glich auf ein Haar dem aufgelösten Zuge einer geschlagenen und zerschundenen Truppe. Im literarischen Teile des Städtchens war die Sache auch nach der Seite der Technik, lebhaft besprochen worden. Ein Thema über Häckels Entwickelungslehre verursachte im Gefolge noch mehr Unruhe. Sanft wurden erst wieder die Gemüter im Klub, als ein ehemaliger Kavallerieoffizier einen Vortrag über den englischen Hufbeschlag hielt. — Am Stammtische sprachen mehrere alte Herren über ein Thema aus dem siebziger Feldzuge, den sie fast alle noch mitgemacht hatten. Das Thema betraf die damalige Handhabung der Disziplin auf unserer Seite, von welcher Handhabung man nur mit Achtung und Anerkennung sprechen könne. Im übrigen müsse man, wenn man von einigen strengen Fällen der Disziplinanwendung sprechen wolle, auch der jedesmaligen augenblicklichen Erregung eines Führers Rechnung tragen und berücksichtigen, daß rohere Naturen, und solche gab es damals und gibt es auch noch heute in jeder Kriegsmannschaft, nur die Gewalt imponiere.

Der kürzliche Heimgang des alten, hochgeschätzten Gymnasialprofessor K. wurde in der Tischrunde schwer empfunden. Er, der klassische Philologe und Kerndeutscher durch und durch, war in seinem Herzen bis ins hohe Alter hinein jugendlich geblieben. Im Frühjahre 1864 brachte er (als junger Lehrer) im überwallenden Drange seines turmhohen deutschen Patriotismus es fertig, daß er selbst einem großen Schüler, der, als Dichterling verträumt, auf die Frage: „Zu wem gehört Schleswig-Holstein?", die unüberlegte Antwort gab: „Zu Dänemark!", eine schallende Ohrfeige verabreichte. Seinen Schülern wußte er als Geschichtslehrer besondere Vorgänge in der Weltgeschichte an praktischen, mitunter auch drastischen Beispielen klarzumachen, so z. B. was gegen Ende der altrömischen Republik für das bürgerliche Leben der Zustand bedeutet hätte, daß der Jahreskalender mit der Zeit durch die Auguren sehr verfälscht worden war. „Die Pfuschbohnen", erläuterte er, „die im Süden Europas schon Mitte Mai reif sind, waren nun erst im Oktober reif, die man „amtlich" den Monat Oktober nannte!" — Gern sprach ein anderer gelehrter Herr der Tischrunde von seiner Sammlung schlesischer Münzen und verehrte in Wallenstein einen Dahingegangenen, der, einstmals von hohem Kunstgefühle durchdrungen, nicht allein während des Lagerlebens auf seinen Feldzügen die ersten Skizzen zu seinen Schloßbauten selbst entworfen habe, sondern der es sich auch als ein ernannter Fürst zu eigen habe angelegen sein lassen, neue, schöne Münzen zu Stellen alter, minderwertiger nach seinem Geschmacke in Prägung zu geben und in Umlauf zu setzen. — Ein jovialer Maler, der allabendlich am Stammtische von seinem demnächstigen Gemälde: „Austreibung der Wechsler und Händler aus dem Tempel Mosis" sprach und der unlängst eine große Erbschaft angetreten hatte, wurde nie mit diesem Gemälde fertig, obgleich der zur Austreibung benötigte Geißelstock baden im Atelier seit Jahren herumlag und wiederholt abkonterfeit worden war. — Gegen Schluß der Sitzung wurde ein altes, schönes, echtes Volkslied gesungen, echt schon deshalb, weil es im Texte nicht voll und ganz abgeschlossen war, sondern immer neue Zusatzverse erhalten konnte! — Die Nachtruhe in dem alten, lieben Gasthofe erwachte mich sehr früh am Vormittage des neuen Tages ging ich schon auf dem Marktplatze spazieren, um hier, wie selber oft, oftmals eine Haarnadel am Boden liegen zu sehen. Die damaligen Frisuren unserer Frauenwelt müssen wohl des besseren Haltens wegen recht viele Haarnadeln nötig gehabt haben? Aber halten taten nicht alle Haarnadeln, wie Figura bewiesen. — Vielen lieben Bekannten begegnete ich. Allen konnte ich noch einmal wieder herzlich die Hand drücken. Bald kam leider der Abschied und ich mußte zurück in meine jetzige Heimat, aber — ein gewisses Heimweh zur alten, die ich wieder verließ, ist bei mir haften geblieben.

Das Weib soll stehen an ihres Mannes Seite.
Theodor Körner.

Aus der Welt der Frau.

Wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein.
Schiller.

Frauen und Rassenveredelung.

Berlin, 29. April.

Der Deutsche Frauenbund hielt heute nachmittag im Zoologischen Garten einen Erörterungstee ab, bei welchem Frau Gerken-Leitgebel über das Thema sprach: Wie können wir Frauen zur Rassenveredelung beitragen?

Die Rednerin berachtete dieses Problem mit besonderer Berücksichtigung des Alkoholgenusses. Sie ging von der Tatsache des Geburtenrückganges in Deutschland aus und vertrat die Ansicht, daß bei einem weiteren Sinken der Geburtenziffer diese bald unter die der Sterbefälle herabsinken würde. Dann aber müßte es Deutschland ebenso gehen wie dem Nachbarlande Frankreich, das die Bevölkerung lediglich durch Einwanderung vermehren kann. Es wäre aber wohl nicht wünschenswert, wenn wir Deutschen die durch den Rückgang der Geburten fehlenden Glieder unseres Volkes durch Polen und Kuryenen ersetzen wollten.

Dem Geburtenrückgang müssen wir aber nicht lediglich durch eine Vermehrung der Geburtsfälle zu steuern suchen, sondern vor allen Dingen durch Einschränkung der Sterblichkeit, namentlich der Säuglingssterblichkeit, da in Deutschland jährlich 400 000 Säuglinge zugrunde gehen. Diese Säuglingssterblichkeit resultiert vor allem aus der erblichen Belastung durch die Eltern, und da wieder besonders infolge des Alkoholgenusses. Wenn Friedrich der Große den Reichtum eines Volkes in seinen Menschen sah, so müssen wir heute sagen, der Reichtum eines Volkes besteht in seinen geistig und körperlich gesunden und tüchtigen Menschen.

Was für Kinder sind es, die unsere Heime für epileptische Kinder füllen? Es sind nicht immer die Kinder ohne Gewohnheitstrinker, sondern, wie ein bekannter Arzt ausgesprochen hat, sind es gewöhnlich die Kinder früher Zechtouren. Der Arzt nennt solche Kinder Dinerkinder oder Hochzeitsschmauskinder oder auch Kriegsbutterkinder. In Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten der Alkoholkonsum außerordentlich vermehrt, und die Anschauungen über den Genuß von alkoholischen Getränken haben sich sehr zu ungunsten der guten Sitte verändert. Während es früher für geradezu unsittlich galt, wenn eine Frau Bier trank oder in ein Restaurant ging, findet heute niemand etwas dabei. Daher, so erklärt Rednerin, müsse sie es vor allen Dingen den deutschen Frauen zum Vorwurf machen, daß der Alkoholmißbrauch in Deutschland so sehr zugenommen habe. Was Frauen gegen Alkoholismus unternehmen können, hat man an den Norwegern gesehen. Norwegen war vor 30 Jahren noch das verkommenste Land Europas, und heute ist es durch die Initiative der Frauen dahin gekommen, daß der Alkohol dort fast nur von den ausländischen Vergnügungsreisenden getrunken wird. In diesen Zeit ist auch die Kindersterblichkeit von 30 auf 8 oder 9 herabgegangen.

Eine der wichtigsten Forderungen ist auch die, daß wir unseren Kindern keinen Alkohol geben. Diese Erkenntnis ist gar nicht so alt als manche glauben mögen, und noch heute wird viel hiergegen gesündigt, und nicht im wenigsten trägt dazu das alkoholhaltige Konfekt bei. Die Jugend darf aber bis zum Abschluß ihrer Entwickelung, also bis etwa zur Vollendung des 20. Lebensjahres, überhaupt keinen Tropfen Alkohol zu sich nehmen. Die Eltern dürfen aber den Kindern nicht nur den Alkohol verbieten, sondern sie müssen mit gutem Beispiel vorangehen und dürfen selbst keinen trinken. Denn der Nutzen einer Belehrung gegen die Schädlichkeit des Alkohols wird in das gerade Gegenteil verkehrt, wenn die Eltern ihren eigenen Worten zuwiderhandeln. Die Rednerin betonte zum Schluß, daß an der Säuglingssterblichkeit mit all ihren Begleiterscheinungen nicht nur der Alkohol schuld sei, aber er sei doch neben den zahlreichen sozialen Nöten das Hauptübel. Wenn wir denn

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140503023/fragment/page=0002